

Die drei Brüder

Autor(en): **Keller, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gebotenen zu einem sehr bescheidenen Preise zu erwerben ist. (Fr. 10.50.) Wir heben das hervor, um wieder einmal an Hand eines guten Beispiels zu zeigen, daß nunmehr auch im Schweizerverlage Bücher erscheinen, die es mit den führenden Verlagen Deutschlands aufnehmen können. Ohne Wagemut geht es freilich dabei nicht ab; an uns ist es, diesen durch rege Unterstützung zu ehren und zu ermuntern!

Dr. J. D. Rehrli.

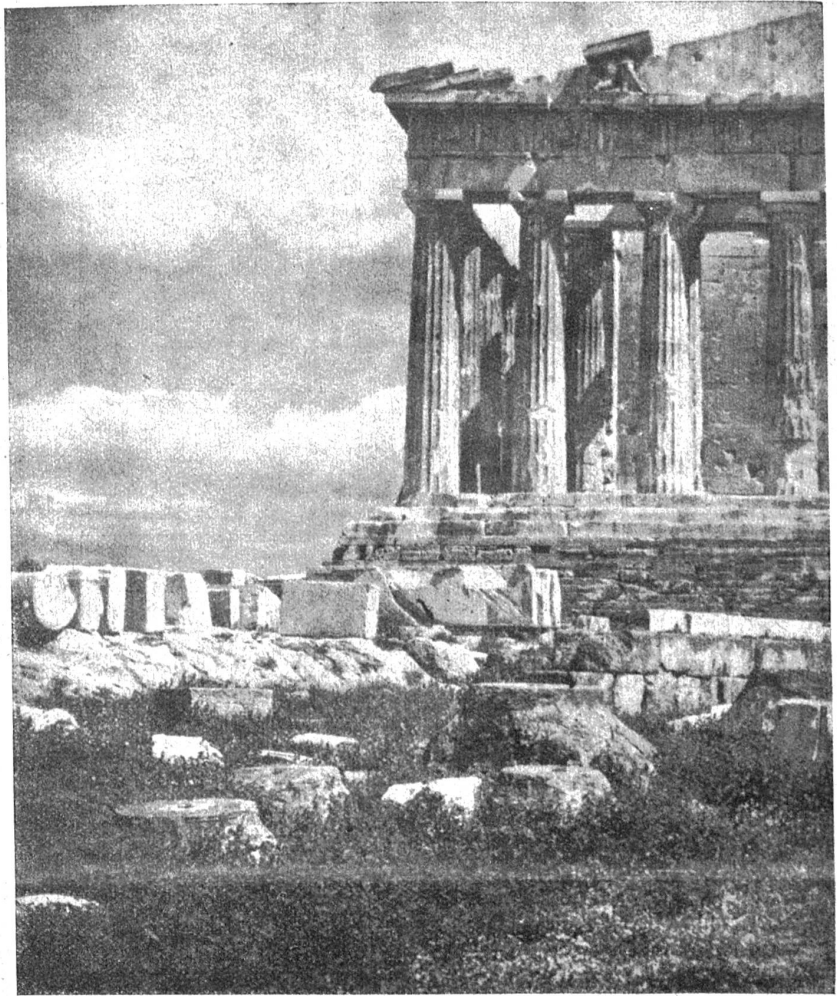
Die drei Brüder.

Aus dem Italienischen, übertragen von Walter Keller.
(Nachdruck verboten.)

Es waren einst drei Brüder. Die hatten weder Vater noch Mutter mehr und waren sehr arm. Auch besaßen sie nicht einmal ein Hättchen, um darin zu schlafen. Da sagten sie zueinander: „Was sollen wir anfangen? Es ist besser, wir gehen in die Welt hinaus, unser Glück zu suchen. Entweder bringt man's zu etwas, oder man geht zu Grunde. Und dann sind die Lichter ausgelöscht und das Fest ist zu Ende.“ — Sie wurden also einig und machten sich in ihren Lumpen, die kaum noch ihren Leib bedeckten, auf die Wanderschaft. Sie schlugen sich mit Almosenbitteln durch, so gut es ging, waren aber immer hungrig und elend. Eines Abends, als sie keinen Heuboden gefunden hatten, um zu übernachten, hielten sie in der Dunkelheit unter einem Eichbaum, der nahe an der Straße stand, st. lte, warfen sich erschöpft auf den Boden und versanken in einen tiefen Schlaf, gerade wie Siebenschläfer, obwohl ihnen der Magen knurrte vor Essenslust.

Um eine gewisse Stunde, noch ehe die Sonne aufgestiegen war, wurden die drei Brüder wie von einem Schlag aufgeweckt. — „Was ist geschehen, was ist los?“, riefen sie aus. Da sagte der älteste: „Mir träumte, ich hätte einen Geldbeutel, und jedesmal, wenn ich die Hand hineinsteckte, zog ich eine Handvoll Geldstücke heraus. Aber zum Ruduck, ich sehe wohl, daß ich nur Luftschlösser gebaut habe.“ — „Und ich auch“, sagte der mittlere, „mir träumte, ich hätte eine Flasche, und diese goß mir jede Sorte Wein oder Liqueur, die ich wollte, in Fülle ins Glas. Schade nur, daß es ein Traum ist!“ — Spricht der jüngste: „Und mir träumte, ich sei im Besitze eines Mantels; sobald ich den anzog, machte er mich unsichtbar. Ich könnte damit in jeden Laden gehen und gefahrlos, ohne Geld auszugeben, Brot, Wein und was mir beliebte mitnehmen, so daß es hinreichte, uns alle drei zu sättigen. Ach! Aber Träume sind Schäume, und wenn sie wahr wären, so würden sie unserem Elend ein Ende machen. Aber es ist besser, wir schlafen weiter, bis es Tag ist, und dann setzen wir unsern Weg hungrig fort.“

So schliefen denn die drei Brüder wieder ein. Wie sie beim Morgengrauen erwachen, und sich auf die Beine stellen, siehe da — ist's ein Traum oder ist's keiner? — Da finden sie neben sich das, was sie über Nacht geträumt hatten: der Älteste einen stets gefüllten Geldbeutel, der Mittlere die Flasche mit jeder Sorte Wein oder Liqueur, und der Jüngste den unsichtbar machenden Mantel. — „Oho, willst du Geld?“ ruft der Älteste und reicht seinen Brüdern ganze Hände voll. — „Möchtet ihr etwas zum Trinken?“ fragte der Mittlere, „verlangt nur, hier ist genug für alle.“ Unterwegs machte sich hernach der Kleinste in die Läden auf die Suche, und nahm dort ebenfalls allerhand gute Waren. Die Verkäufer mußten zusehen, wie ihr Brot, Schinken und Käse verschwanden, ohne daß sie wußten,



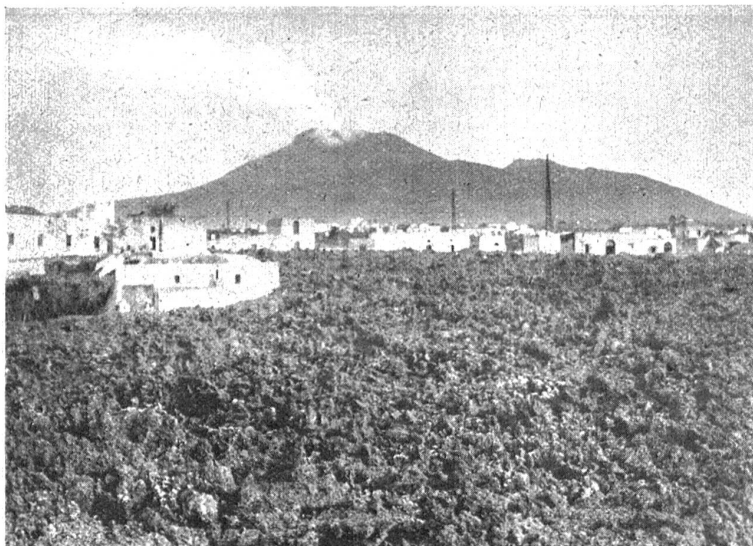
Der Parthenon bei Athen.

(Aus „Hellas“ von Dr. Hans Bloesch, im Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach bei Zürich.)

wem sie diesen Schaden zu verdanken hatten; sie hätten mögen mit dem Kopf gegen die Wand rennen vor Verzweiflung.

Als die drei Brüder satt und wieder zu Kräften gekommen waren, gelangten sie an einen Ort, wo drei Straßen auseinander gingen. Da sagte der Älteste: „Wir müssen uns trennen und jeder soll sein Glück allein suchen. Aber heut übers Jahr wollen wir an einem bestimmten Ort wieder zusammenkommen, und wenn das Glück uns hold gewesen ist, so wollen wir einen schönen Palast bauen und unsere Reichtümer alsdann genießen.“ — „Zawohl, ganz recht, wir sind beide einverstanden“, riefen die zwei andern, und nachdem sie einen Ort bestimmt hatten, zog ein jeder von den dreien auf einem der drei Wege seine Straße. „Leb wohl, behüt dich Gott und auf Wiedersehen!“ riefen sie noch einander zu.

Der älteste Bruder kam, nachdem er viele Tage lang weit gewandert war, zu einer großen Stadt. Dort regierte ein König, der ein Freund fröhlicher Unterhaltung war, und dieser König hatte eine heiratsfähige Tochter. Die war wohl schön, aber etwas zu mutwillig und voller Eigensinn. Man kann sagen, daß sie im Königspalast das ganze Jahr hindurch nicht aufhörte, sich lustig zu machen, mit Mahlzeiten, mit Unterhaltungen und Festen, und jeden Abend war da ein großer Zulauf von Herren und Damen, einheimischen und fremden. Es ging zu wie im Schlaraffenland. Eben gab der König einen Ball und der älteste der drei Brüder wollte auch hingehen, und es war ihm nicht schwer, sofort eine Einladung zu erhalten, denn mit seinem immer gefüllten Geldbeutel gab er sich wie ein Fürst und



Ein Ausflug auf den Vesuv. Auf der Lava von 1906.
Im Vordergrund die wiederentstandene Ortschaft Bosco tre case, die 1906 durch den Lava-
strom vernichtet wurde.

war bald als ein reicher Mann bekannt. Also stellt er sich am Abend in prächtigem Kleid vor und setzt sich gleich an ein Tischlein, um zu spielen. Und da spielt er denn auch, und immer verliert er haufenweise sein Geld. Aber das machte ihn keineswegs bestürzt, denn er brauchte nur in seine Börse zu langen und dann fehlte es ihm nie an Geld.

Natürlich waren alle erstaunt über seinen Reichtum, und am meisten die Königstochter, welche, von Neugierde getrieben, sich schließlich neben den Jüngling setzte und mit ihm zu plaudern anhub. — „Aber“, sagt sie, „Sie können Wunder tun! Wo nehmen Sie denn all das viele Geld her? Wollen Sie ein wenig mit mir allein spielen, so können wir freier plaudern, und Sie erzählen mir auch, aus welchem Land Sie kommen?“ — Es schien dem Jüngling fast unglaublich, daß er sich mit einem so schönen Mädchen einlassen durfte, und sie setzten sich zusammen in eine Ecke an ein Tischlein, und der Jüngling verlor wieder wie vorher, ohne sich zu grämen. Da sagte die Königstochter: „Aber haben Sie denn eine ganze Fundgrube voll Geld in Ihren Taschen? Sagen Sie mir die Wahrheit! Offenbaren Sie mir, woher Ihnen dieser große Reichtum kommt?“ — Da erwiderte der Jüngling: „Es ist ein Geheimnis, und ich darf es nicht verraten. Aber wäre es nicht besser, wenn wir aufhörten zu spielen und lieber, wenn es Ihnen paßt, uns am Tanz vergnügten?“ —

Also erheben sie sich und gehen geraden Weges in den Saal und tanzten die ganze Nacht. Aber trotz ihrer Schmeicheleien und Zärtlichkeiten aller Art vermochte die Königstochter dem Jüngling das Geheimnis nicht zu entlocken, das sie so gerne wissen wollte. Beim zweiten Fest geschah das gleiche: immerhin hatte sich der Jüngling in das schöne Mädchen verliebt, und sie standen immer beisammen. Am dritten Fest jedoch konnte der Jüngling nicht mehr widerstehen und plauderte sein Geheimnis aus, er besitze eine Zauberbörse. Da rief das Mädchen: „Oh, welch herrlich Ding! Wenn das mein Vater besäße, dann könnte er bezahlen, ohne das Volk mit Steuern zu belasten. Aber lassen Sie mich die Börse sehen?“ — „Das nicht“, erwidert der Jüngling. Und das Mädchen: „Also schenken Sie einer Prinzessin nicht so viel Vertrauen? Ich trage sie doch keinesfalls fort, Ihre Börse. Ich hätte ein Vergnügen daran, sie nur in die Hand zu nehmen, und, wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich, daß auch mein Vater sie sähe. Also gut! Tun Sie mir diesen Gefallen, wenn es wahr ist, daß Sie mich lieb haben.“ — Sprach der Jüngling: „Hören Sie, ich bin sogar einverstanden, Ihnen mit

der Börse ein Geschenk zu machen, aber unter der Bedingung, daß Sie meine Frau werden. Wenn nicht, so gebe ich sie Ihnen nicht.“ — „Et“, macht die Prinzessin, „da genügt nicht bloß meine Zustimmung für Ihre Bitte. Ich muß zuerst wissen, was mein Vater dazu sagt; und es ist möglich, wenn er die Börse sieht, daß er sofort einwilligt. Lassen Sie mich einen Versuch machen. Geben Sie mir die Börse für einen Augenblick. Ich geh dort hinüber in das Zimmer meines Vaters, und in zwei Sprüngen bin ich wieder zurück, um Sie Ihnen wieder zu bringen.“

Und so redeten sie eine Zeitlang hin und her. Aber schließlich ließ sich der Jüngling durch die tausend Schmeicheleien und verliebten Blicke betören und gab der Prinzessin die Börse, welche damit wie der Blitz verschwand. Und da hatte der Tölpel schön zu warten, bis das Fest zu Ende ging, denn alle waren schon fort und er war allein im Saal zurückgeblieben. Die Prinzessin bekam er nicht wieder zu sehen. Dann erschien auf einmal ein Diener, der fragte den Jüngling mit barscher Stimme: „Was wollt Ihr hier; wer seid Ihr?“ — Und jener: „Ich bin der, der der Prinzessin einen Gegenstand gegeben hat, damit sie ihn dem König, ihrem Vater, zeige und nun warte ich, bis sie mir das Ding wieder bringt.“ — „Was für einen Gegenstand? — macht der Diener. — Die Prinzessin hat nicht nötig, Sachen von andern Leuten anzunehmen, und am allerwenigsten von einem solch lumpigen Kerl, wie Ihr seid. Macht daß Ihr fortkommt! Aber schnell, denn das Tor wird geschlossen.“ —

Der Jüngling wollte schon seine Gründe vorbringen, aber da erschienen Soldaten im Saal mit Stöcken in den Händen und der Diener schrie ihn an: „Wenn du nicht machst, daß du fortkommst, Dummkopf der du bist, so kriegst du eine Ladung Prügel.“ Auf ein derartiges Kompliment hin machte der Jüngling, daß er fortkam und lief davon wie der Wind. Er beweinte, obwohl zu spät, seine Torheit und er mußte aus der Stadt fortziehen, ärmer als er hineingewandert war. Wir wollen ihn nun seinem Schicksal überlassen, um zu erzählen, wie es dem mittleren Bruder erging.

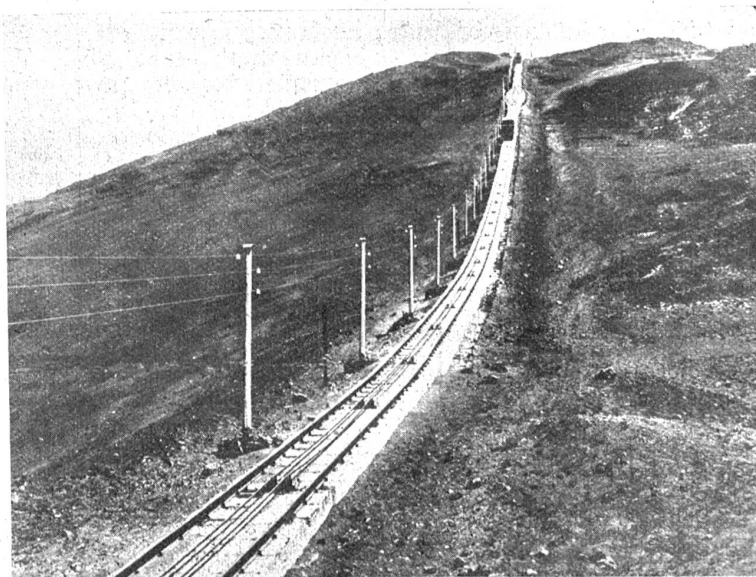
Auch der mittlere Bruder zog durch verschiedene Dörfer und Städte, um sein Glück zu suchen. Es fehlte ihm auch nie an Geld dank seiner zauberhaften Flasche. Schließlich gelangte er in die gleiche Stadt, wo sein älterer Bruder hingekommen war und sie luden ihn zu den Ballfestlichkeiten beim König ein. Er ging hin mit seiner Flasche und es machte ihm Freude, in der Pause einem jeden das zu trinken zu geben, was sie wünschten. Die Flasche gehorchte prompt auf jeden Befehl. Als die Königstochter dieses Wunder sah, starb sie beinahe vor Verlangen, die Flasche zu besitzen. Und sie setzte sich neben den Jüngling, um mit ihm zu plaudern und zu tanzen. Auch warf sie ihm verliebte Blicke zu und schmeichelte ihm auf jede Art. Der Jüngling blieb zwar immer hart und mochte der Prinzessin Wunsch nicht erfüllen, obwohl er sich in ihre Schönheit verliebt hatte. Aber beim dritten Fest fiel er doch in das Vogelnetz und sagte: „Ich will Ihnen die Flasche zum Geschenk machen, aber unter einer Bedingung.“ Sprach die Prinzessin: „Neben Sie klar und wenn ich Ihren Wunsch erfüllen kann, so bin ich für mich bereit. Wenn mein Vater diese Flasche hat, so zahlt er Ihnen, so viel Sie wollen; und wenn es auch ein Irrtum wäre.“ — „Nein, nein“ — sagte der Jüngling — „ich brauche kein Geld. Ich wünsche nur, daß Sie mich heiraten, und dann gehört die Flasche Ihnen.“ Darauf entgegnete die Prinzessin: „Ueber diesen Punkt wüßte ich noch nicht zu antworten, ohne vorher die Meinung meines Vaters anzuhören. Wenn er die Flasche sieht, so ist's möglich, daß er nicht abgeneigt ist. Ueberlassen Sie sie mir einige Minuten, ich will zu ihm gehen, sie ihm

zeigen und dann komme ich in zwei Sprüngen wieder mit der Antwort zurück.“ — Kurzum, nach ei-
Widerstreit gab der mittlere Bruder die Flasche der Prinzessin, welche wie der Blitz davon huschte und nicht wiederkehrte. Und so stand er da im Saal, es war schon fast Morgen und alle Gäste waren nach Hause gegangen. Und immer noch wartete dieser Mamelut von einem Jüngling, ob die Prinzessin ihm die Flasche wieder bringe nebst der Antwort.

An ihrer Statt kam wie das erstemal jener Diener und rief: „Holla, was macht Ihr da? Man schließt das große Tor.“ Der Jüngling antwortet: „Ich habe der Königstochter ein gewinnbringendes Ding gegeben, damit sie es ihrem Vater zeige, und ich warte, bis sie mir's wieder bringt.“ — „Was soll das für ein Ding sein?“ schreit der Diener ihn stolz an, „die Prinzessin hat keine solchen Dinge nötig, am wenigsten von einem solch groben Klotz, wie Ihr einer seid. Fort mit Euch sogleich, wenn Ihr nicht eine Tracht Prügel wollt.“

Und weil in diesem Augenblicke eine Schar Soldaten mit Stöcken in der Hand erschienen, mußte sich der junge Mann schleunigst davon machen, wenn er keine gebrochenen Rippen bekommen wollte. Und auch er weinte, aber zu spät, daß er so ein Ochse gewesen war. Also wanderte er zur Stadt hinaus, arm wie eine Bohnenstange und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Aber lassen wir ihn jetzt und seine unnütze Verzweiflung, um von dem jüngsten der drei Brüder zu erzählen.

Mit jenem unsichtbar machenden Mantel hatte dem Kleinsten nie etwas gefehlt. Ohne daß man ihn sah, konnte er alles nehmen, was ihm in die Hände fiel, ganz nach seinem Gefallen und er hatte Waren und viel Geld im Ueberfluß. Es geschah, daß er beim Umherwandern durch die Dörfer eines Tages mit seinen Brüdern zusammen stieß und sie sich erkannten. Und diese erzählten ihm das Unglück, das sie bei den Festlichkeiten am Königshof gehabt hatten. „Wir sind schön aufs Pflaster geraten und haben Hunger wie Wölfe.“ Da sagte der Kleinste: „Bei mir ist die Feuerung etwas unbekanntes, ich will eine Zeitlang für euch sorgen, denn ich habe Lust, diese mutwillige Prinzessin auch kennen zu lernen, und wer weiß? Vielleicht gelingt es mir, ihr die Sachen wieder abzunehmen, die sie euch geraubt hat. Ihr andern erwartet mich am vereinbarten Ort.“ — „Gib wohl acht“, erwiderten die Brüder, „und sei auf deiner Hut, denn sie ist schlau, die Königs-

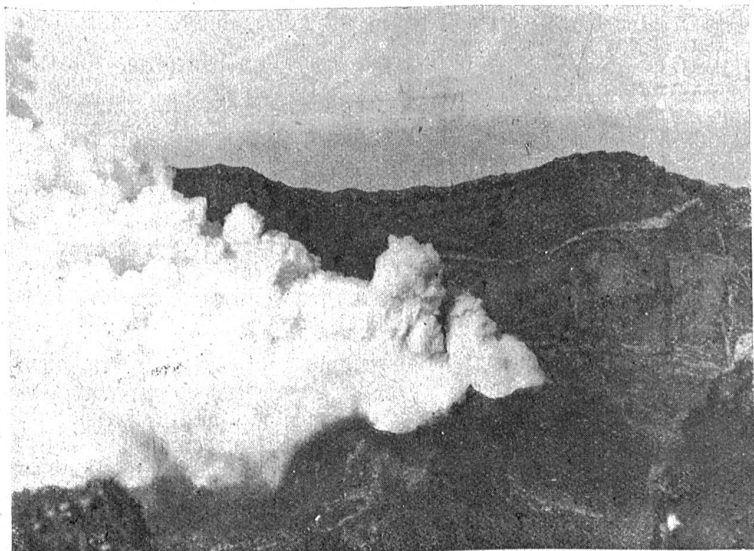


Ein Ausflug auf den Vesuv.
Die Drachseilbahn, die die letzte steile Steigung zu überwinden hat und uns bis an den Rand des Kraters führt.

tochter!“ — „Was“, rief der Jüngste aus, „mit diesem meinem Mantel habe ich keine Angst, daß sie mich überliste.“
(Schluß folgt.)

Ein Ausflug auf den Vesuv.

Unsere Bilder führen uns nach dem Vesuv, dem einzigen noch tätigen Vulkan des europäischen Festlandes, der sich isoliert am Golf von Neapel in einer Ebene Campaniens als gewaltiger Kegel erhebt, dessen Grundfläche einen Durchmesser von 16 Kilometer hat. Der breite, bis zu einer Höhe von 600 Meter sanft ansteigende Sattel des Berges trägt zwei Gipfel, den Monte Somma im Norden und den eigentlichen Vesuvkegel. Die Somma, ein halbkreisförmiger Wall, ist der Rest eines alten Kraters, der in vorgeschichtlicher Zeit die gewaltigen Lava- und Aschenmassen ausgeworfen hat, die den Boden der Campagna bilden. Ein 300 Meter tiefes, sichelförmiges Schluchental trennt die Somma von dem inmitten des alten Kraters steil aufsteigenden Auswurfkegel. Dieser verdankt seine Entstehung erst dem furchtbaren Ausbruch im Jahre 79 n. Ch., der im Laufe weniger aber schrecklicher Stunden die blühenden, reichen Städte Pompeji, Herculaneum und Stabiae unter einem erstickend dichten Regen von Binstein und Asche und unter Strömen von glühend flüssiger Lava zudeckte und alles Leben vernichtete. Seit jener Zeit ist der Berg in Tätigkeit geblieben, doch so, daß bis zum 17. Jahrhundert die Ruhe nur wenig gestört wurde und die Abhänge sich wieder bis weit hinauf mit reichlichem Waldwuchs bekleideten. Ende 1631 erfolgte wieder einer der furchtbarsten Ausbrüche, der eine ganze Reihe von Ortschaften vernichtete und 3000 Menschen, darunter auch einer Prozession von 400 Personen, das Leben kostete. Von nun an wiederholten sich die Ausbrüche in kürzeren Zwischenräumen. Ende März bis Mitte April 1906 fand der letzte heftige Ausbruch statt, der die Umgebung, namentlich die am Nordfuß der Somma gelegenen Ortschaften verheerte und die Gestalt des Berges veränderte. Der Vesuv war dabei um etwa 100 Meter niedriger geworden, indem die ganze Kuppe des Vulkans bei jenen ungeheuren Explosionen in die Luft geblasen und in ungeheuren Bogen auf jene Ortschaften geschleudert wurde.



Ein Ausflug auf den Vesuv.
Blick vom Kraterrand in die Krateröffnung, die annähernd einen Kilometer Durchmesser hat.